

Andy Warhols Wahlverwandter

Der Fotograf Walter Pfeiffer wird an der Photo 17 in Zürich mit dem Lifetime Award ausgezeichnet

JÜRGEN ZBINDEN

Es grassiert überall, und es ist hochansteckend: das Pfeiffersche Fieber. Kaum einer, der sich auch nur am Rande mit Mode im Luxussegment befasst, ist durch die fotografischen Arbeiten Walter Pfeiffers nicht infiziert worden. Es liegt wohl daran, dass diese die perfekte Oberfläche unterlaufen, indem ihnen etwas unbeschwert Alltägliches eignet, das die exaltierten Supermodel-Inszenierungen namhafter Modelfotografen vermissen lassen. Die einschlägigen Redaktionen in London, Berlin, Paris, New York reissen sich um den Mann aus der kleinen Schweiz, den Nachfahren im kreativen Geist eines Jean Cocteau, eines Andy Warhol.

Wer indes annimmt, Pfeiffer lebe auf grossem Fuss, in unschweizerischem Saus und Braus, der trompiert sich gründlich. Seine Wohnung im Zürcher Kreis 3 hält er ohne Putzfrau in Ordnung, nicht einmal einen Freund habe er. Die Frage, wer oder was ihm denn lieber wäre, Freund oder Putzfrau, wischt er mit einem Lachen beiseite. Für einen Freund würde ihm eh die Zeit fehlen. Überhaupt wäre der Liebste zu bedauern, wo doch ein Adonis nach dem andern vor Pfeiffers Kamera posiert. Er nennt die Adonisse «Bubis». Und damit kein falscher Verdacht aufkommt, der ideale Bubi für ihn ist zwischen 18 und 25 Jahre jung. Im Grunde ist es die Sehnsucht nach der einen grossen, unerfüllten Liebe, die ihn antreibt, immer besser zu werden, so gut, bis er es verdient, dass ihm die ersehnte Liebe als Belohnung quasi in den Schoss fällt. Bis dahin sublimiert er fleissig. Kein Preis ohne Fleiss.

Wer sich sonnt, ist verloren

Wie man erfolgreich wird? Es braucht vor allem Durchhaltewillen, ein wenig Glück und das notwendige Talent. Wer sich selbstzufrieden auf den oberen Sprossen der Karriereleiter sonnt, hat schon verloren und ist im freien Fall, noch bevor er es merkt. Dranbleiben, weitermachen, Selbstkritik üben, sonst überholt der Misserfolg den Erfolg im Nu. Als Untergrund- oder englisch Underground-Fotograf wird er allenthalben beschrieben und vermarktet, wofür er nichts kann und wozu er nichts getan hat. Walter Pfeiffer hat nie nach einer Subkultur geforscht, sondern fotografiert, was ihn interessiert. Der Underground ist eine verklemmte Schublade der Medien. Tatsächlich kommt er von der Kunst, war Grafiker, Illustrator, führte Theaterregie, er hat stets gezeichnet, gemalt. Dass er trotzdem zuerst und nahezu ausschliesslich als «Modelfotograf» wahrgenommen wird, wurmt ihn.

Ihn dünkt die hiesige Kunstszene eine regelrechte Neidgesellschaft. Von Jüngeren erfährt er zwar Bewunderung, von fortgeschrittenen Semestern widerfährt ihm aber, das ist sein Eindruck, mehrheitlich Neid – Neid, den er sich redlich verdienen musste. Seit er in der internationalen Top-Liga mitmischt, die Models Lara Stone, Karlie Kloss, Cara Delevingne und den «Beyond-Bubi» Tom Ford ablichtet, unterstützen ihn Assistenten, die technische Fragen lösen und Probleme abnehmen. «Schmalhans ist zum Glück nicht mehr Küchenmeister. Ich habe ihn entlassen.»

Was nicht heisst, dass er mittlerweile Millionär wäre, wie unlängst ein Kulturschaffender argwöhnte. Die siebziger bis achtziger Jahre, eine Ära anhaltenden Booms, sie sind Geschichte und kehren nicht wieder. Es gibt Wichtigeres als Geld. Zum Beispiel wandern. Das ist des Walters Lust. Wenn er wandert, ist er eins mit der Natur, und zur Belohnung für die körperliche Ertüchtigung gönnt er sich nach jeder Wanderung ein Kägi-fret (die Toggenburger Waffelspezialität) aus dem Automaten. Automatisiert, weil gekühlt und darum besser.

Wichtig auch die Gesundheit, deren Wert er zu schätzen weiss. Vor fünf Jahren hat er seine Mutter verloren, knapp vor ihrem 90. Geburtstag. Täglich haben sie miteinander telefoniert: «Ich war ein richtiger Mama-Boy.» Unruhig war er



Underground-Fotograf? Underground ist die verklemmte Schublade der Medien, nicht Walter Pfeiffers Metier.

TORVIOLL JASHARI

vor Vollendung seines 59. Lebensjahrs, des Jahrs, in dem sein Vater und Andy verstorben sind. 1970 konnte der Ex-Kunstgewerbeschüler Walter den Superstar in der «Kronenhalle» beobachten. Für einen gemeinsamen Freund signierte der seinen Katalog und hinterliess einige Kritzeleien auf Zuckerpapierchen und beim observierenden Bewunderer einen unauslöschlichen Eindruck. Mit Andy Warhol verbindet Walter Pfeiffer überdies die Faszination für das Medium Fernsehen, abends läuft der Fernseher nonstop, die Geräuschkulisse hat eine beruhigende Wirkung auf ihn. Musik streamt er, alles Mögliche, ohne besondere Präferenzen.

Das Pfeiffersche Fieber setzte Anfang der 1970er Jahre ein, tiefstes Analogzeitalter. In London lernte der Grafik-Praktikant der Globus-Werbeabteilung den viel später durch die TV-Serie «Sex and the City» weltberühmt gewordenen Schuhdesigner Manolo Blahnik kennen. Manolo wohnte in Notting Hill, gegenüber lebte der Maler David Hockney. Walter, den der Lifestyle der britischen Bohemians faszinierte, reiste voller Inspirationen heim in die Limmat-

stadt, um seine Beschäftigung als selbständiger Illustrator weiterzuführen. In Zürich machte er sich allmählich einen Namen, eine erste Karriere erarbeitete er sich mit Plakaten für das Filmpodium. Für Furore sorgte die Teilnahme an der Ausstellung «Iransformer» im Kunsthaus Luzern unter Jean-Christophe Ammann. Den vorläufig letzten Gipfel erklimmte er Jahre später mit einer Porträt-Ausstellung in der Kunsthalle Basel, wiederum unter Ammann.

Rückzug ins Vergessen

Bis er die Nase voll hatte, nicht von weisen Substanzen, sondern von der Szene, den Vernissagen, dem Getue. Der Rückzug in die privaten vier Wände und der Verzicht auf die Kamera zogen das Vergessen des Künstlers, der nur noch zeichnete und malte, nach sich. Dann, 1999, trat sein Verleger Patrick Frey an ihn heran, 2001 erschien das Fotobuch «Welcome aboard», Walter Pfeiffer war wieder an Bord. Es folgten «Heidis Lehr- und Wanderjahre»: Projekte mit dem Art-Director Beda Achermann, ein erstes Shooting für das Berliner Maga-

zin «Achtung» und schliesslich ein Beitrag für die Trendzeitschrift «i-D».

Heute ist Walter Pfeiffer eine Weltmarke: «Heidi kann brauchen, was es gelernt hat.» Hilfreich war nicht zuletzt, dass er von der renommierten Fotografentart Art + Commerce unter Vertrag genommen wurde. Nun hütet Art + Commerce den gebürtigen Schaffhauser wie einen Schatz. Die Agentur betreut und verwaltet ebenfalls das künstlerische Erbe des New Yorker Fotografen Robert Mapplethorpe. Zum Neujahr haben ihm die Leute bei Art + Commerce einen Limoges-Porzellan-Teller von Mapplethorpe zum Geschenk gemacht. Das Motiv in Schwarz-Weiss: «The Wrestler» (der Ringer). Zweifelloso studierten die global operierenden US-Agenten ihren Pappenheimer gründlich. Befragt nach seinen Idolen, gibt Walter Pfeiffer zur Antwort: «Sportler – Eishockeyaner, Judokas und Ringer.»

Am Montag, 9. Januar, 20 Uhr, begegnen sich Walter Pfeiffer und Res Strehle, Ex-Chefredaktor des «Tages-Anzeigers», an der Photo 17 in der Maag-Halle zu einem Gespräch über Pfeiffers Lebenswerk.

Dem Tod entkommt keiner

Meisterdetektiv Sherlock ist zurück

TOBIAS SEDLMAIER

Da staunte selbst die von Überraschungen verwöhnte Fangemeinde: «Did you miss me? Did you miss me? Did you miss me?», echote eine verzerrte Stimme diabolisch am Ende der dritten Staffel «Sherlock». Es waren die Worte des totgeglaubten James Moriarty. Seitdem sind vier Jahre vergangen, und Hauptdarsteller Benedict Cumberbatch wurde vom Star zum Megastar.

Dabei vermisst doch jeder jeden: Der Oberschurke braucht für die Legitimierung seiner Taten Sherlock Holmes, umgekehrt kann dieser nicht auf das gnadenlose Spiel mit Moriarty verzichten, wie im Special «The Abominable Bride» (2016) deutlich wurde. Und wir vermissen neben dem Meisterdetektiv auch dessen Widersacher. Schliesslich war die von Andrew Scott verkörperte Psychopathenfigur die Wundertüte der Pandora, ein Ausbund an aalglatter Hinterhältigkeit.

Der Teufel steckt im Detail

Sollte der Professor noch einmal zuge schlagen haben und sein effektvoller Selbstmord in der Folge «The Reichenbachfall» nur vorgetäuscht und Teil eines grösseren Plans gewesen sein? Wie ihn die Macher der Serie (Mark Gatiss, Steven Moffat) gerne aushecken, um die Fans bei Stange zu halten? Licht ins Dunkel bringt die vierte Staffel der britischen Serie, die an Neujahr mit der ersten Folge «The Six Thatchers» startete.

Zu Beginn ist jedoch keine Spur einer tatsächlichen Wiederauferstehung zu sehen, und so muss der Meisterdetektiv das Katz-und-Maus-Spiel mit seiner Nemesis erst einmal hinten anstellen. Mit altbekannter Arroganz stürzt er sich in die Arbeit, löst routinemässig Fall um Fall und versucht, die Geister der Vergangenheit zu vergessen. Doch der Teufel steckt im Detail: Als Sherlock den tragischen Tod eines Knaben untersucht, bemerkt er das Fehlen einer Gipsbüste von Margaret Thatcher. Es stellt sich heraus, dass in London weitere Köpfe der «Iron Lady» gestohlen und zerschlagen wurden; Kenner der Doyle'schen Vorlage «The Six Napoleons» ahnen, dass dahinter mehr steckt als blosser Vandalismus.

Bei seinen Ermittlungen stehen Sherlock nicht nur Inspektor Lestrade (Rupert Graves) und sein Geheimdienstbruder Mycroft (Drehbuchautor Mark Gatiss) mehr oder weniger hilfreich zur Seite, der Kreis seines direkten Umfelds vergrössert sich weiter. Der unermüdete «Bloggograph» Dr. Watson (Martin Freeman) und seine Frau Mary (Amanda Abbington) erhalten Nachwuchs, und sogar auf einen Spürhund greift der Detektiv zurück, mit dem er – wen wundert's – mehr Nachsicht an den Tag legt als mit seinen Mitmenschen.

Der Auftakt zur vierten Staffel ist kein inszenatorisches Feuerwerk, sondern ein vorsichtiges Herantasten an die Qualitäten, die «Sherlock» in den ersten beiden Staffeln etabliert und mit der vergangenen in ihrer dichten und digitalen Rasanz noch übersteigert hatte: hohes Tempo, schlagfertiger Humor, kultivierte Selbstreferenzialität. Viel Düsternis hatten die Macher für «The Six Thatchers» angekündigt, und so zieht sich wie ein Leitmotiv die arabische Geschichte der «Begegnung von Samarra», in der ein Mann vergeblich versucht, dem Tod zu entkommen, durch die ruhige, aber intensive Folge.

Ein Puzzleteil

Diese verlässt sich dabei im Wesentlichen auf die altbekannten Wirkungsmechanismen, zerfasert dabei indes in der Erzählung. So passt die finale Szene in ihrer Brachialität erst einmal überhaupt nicht zu den feinen Twists, für die «Sherlock» von den Fans geschätzt wird. Allerdings fehlt auch noch das «bigger picture», der grössere Sinnzusammenhang einer ganzen Staffel; vielleicht erkennt man das ganze Puzzle erst mit den kommenden Episoden «The Lying Detective» und «The Final Problem».